

Wirklichkeit, der in unser Dasein hereingeschoben ist, und wir haben die Aufgabe, diesen Block zu bewältigen.

Dies alles gilt von der Religion überhaupt, und es spricht für ihre Wirklichkeit und ihren Wert, daß sie nicht eine bloße Sicherung bedeutet, sondern auch und in erster Linie eine bis ins Unendliche reichende Aufgabe, die nur schwer zu lösen ist, die wir aber ohne großen Schaden nicht ungelöst liegen lassen dürfen. Also ist sie auch eine Gefährdung unseres Daseins und verlangt Wagemut und Opfermut. Eine wirklich gesunde, starke, lebensteigernde und aufbauende Religiosität ist eine Leistung, die in vollkommenem Maße nur wenigen gelingt. Und andererseits ist jedes, auch das kleinste Versagen schon eine wirkliche Minderung an menschlichem Wert, an sittlicher Kraft, an seelischer Schönheit. Die Religion und ihre Forderungen sind ebenso sehr eine Gefahr wie eine Sicherung, ein Kampf wie eine Befriedung, eine unaufhaltsame Bewegung wie eine selige Ruhe. Ja, man kann beinahe sagen, die Frage nach den Sicherungen ist überhaupt und wesentlich eine religiöse Frage. Denn gerade die höchstgesteigerte Religiosität läßt auch die gewaltigsten Gegensätze unseres Daseins, die unausfüllbaren Abgründe zwischen Gott und der Welt und zwischen den Kreaturen in ihrer Tiefe erleben oder ahnen. Ja, die Religion selbst ist eine der gefährlichsten Spannungen unseres Daseins, wahrhaft atemraubend und erschreckend, weil sie im Grunde nichts anderes ist als ein Name und ein Symbol für die dunkelsten und wunderbarsten Geheimnisse unseres Lebens: Gott und Schöpfung, Zeit und Ewigkeit, Du und Ich, Schuld und Gnade.

Über Charakterformen

Von Alexander Willwoll S. J.

Fünf Wege geht die Seele und fünf Sendungen muß sie erfüllen, ehe sie zum Schöpfer heimkehrt. Auf ihren Wegen erlebt sie die Körperwelt, die Zeitkultur, die Zerklüftung ihres eigenen Wesens, das Sterben und das Geheimnis von Sünde, Fluch und Gnade. Zu alledem soll sie so Stellung nehmen, in allem soll sie vom Leben, das sie trägt und bedrängt, sich so formen lassen, daß sie dabei vor Gott reif werde. Das ist ihr Auftrag. In seiner Erfüllung liegt in doppeltem Sinn ihr Schicksal: sie entscheidet dabei über die Gestaltung ihrer Zukunft und das Geschick vieler anderer; aber zugleich, — und das mag oberflächlicher Betrachtung als der furchtbare Widersinn, der große „Circulus vitiosus“ menschlichen Daseins erscheinen, — zugleich wird sie dieser Entscheidung bereits durch ihr Schicksal entgegengeführt, durch alles das, was ihr Geburt und Erfahrung als ihren Charakter, ihren Persönlichkeits-Typ, als jene „innere Form“ mitgaben, von der sie zu bestimmten Stellungnahmen im Leben gedrängt wird. Darum ist die Frage nach dem Charakter, dem „Typus“ eines Menschen so ernst und manchmal so schwermütig — „des Menschen Charakter ist sein Dämon“, sagte schon ein altes Griechenvort. Und darum auch haben Philosophie und Wissenschaft von altersher ver-

sucht, Brücken zur Seele hin zu bauen, um ihre innere Form und Artung besser zu sehen. Schon die „Vier-Temperamenten-Lehre“ des alten Galenos war ein solcher Versuch. Er ist oft in ernster Arbeit, mitunter auch in etwas spielerischer Weise wiederholt worden. Heute strafft moderne Charakterforschung in staunenswerter Zähigkeit ihre Kräfte, um mit allen neuen Arbeitsmethoden genauere Kenntnis von den Charakter-Typen zu gewinnen. Führt von allen den Brücken, die man zur Seele hin baute, wenigstens eine ganz ans Ziel? Der alte philosophische Satz, der Mensch sei ein „Geist-Tier“ (das doch weder Geist, wie reine Geister, noch Tier wie richtige Tiere ist) sagt zwar viel mehr vom Menschen, als Anfänger und Verächter der Schulweisheit merken; aber er will gewiß nicht alles vom Menschen aussagen. Haben wir das innerste Geheimnis eines Menschen genannt, wenn wir ihn exakt irgendwo als „echten“ Sanguiniker, Choliker, als „typischen“ Intravertierten, Schizothymen, oder als sonst etwas „Typisches“ einregistrierten? Sicher nicht. Die Meister der Typenforschung sagen es eindringlich genug, daß die „Typenbilder“, die sie zeichnen, nur „Durchschnittsbilder“ sein wollen. Es sind Bilder, die dem Leben abgeschaut wurden, die dem Charakter der einzelnen in einer Gruppe von Menschen mehr oder minder ähnlich sind; aber sie werden niemals in einem oder zweien aus dieser Gruppe genau verwirklicht. Dafür trägt jede Einzelseele zu viele persönliche Züge. Wenn wir also den „Typus“ eines Menschen richtig erkannt haben, stehen wir erst an der Schwelle zur „eigentlichen“ Frage nach diesem Menschen: wie prägt gerade er in seiner Einmaligkeit das Menschsein und seinen besondern „Typus“ aus? Was hat am Werden seiner persönlichen Lebensform mitgewirkt? Und vor allem: was macht er mit seiner typischen Eigenart? Besitzt er sie, und vermag er wenigstens mitgestaltend in ihre weitere Entwicklung und Auswirkung einzugreifen? Oder wird er nur von ihr „besessen“ und in allem passiv bestimmt? Solche Fragen führen vor Grenzen unseres Begreifens, vor das „individuum ineffabile“, d. h. vor das Unfaßbare und Unsagbare in der freien Entschließung und der Gottesführung eines jeden.

Sollen wir solche Begrenzung unseres Wissens um den Menschen bedauern? Keineswegs, wenn das Trachten der Charakterforschung nur auf schärferes „Durchschauen“ der Menschen abzielte. Wer nur das sucht, der will den andern geistig enteignet vor sich sehen, bestenfalls um ihn ausgiebiger für „nützliche Zwecke“ auszuwerten. Als wären Menschen gerade dazu da, um Werkzeuge für „nützliche Zwecke“ anderer zu sein und als wäre Gemeinschaft eine tiptopp klappende „Nützlichkeitsmaschine! Aber so unwürdig bloßes rechnerisches oder mißtrauisches „Durchschauen-wollen“ ist, so fein und groß ist ehrliches „Verstehen-wollen“. Denn darin wollen wir innerlich auch irgendwie „für“ den andern eintreten, so daß er in unserem Wissen um ihn, trotz seiner Mängel geborgen, nicht zerfasert ist. Von solchem Wissen aus dürfen wir uns anschicken, sein Bestes in ihm zu wecken. Das aber ist der letzte Sinn der Typenforschung. Dazu will sie annähernd an die Seele der Menschen heranzuführen, ohne doch das feinste Geheimnis ihres Innenlebens und ihrer

Gottesführung aufzubrechen. So hat sie großen Wert und Bedeutung über die Gebiete der Psychotechnik, Pädagogik, Pastoral- und Morallehre und der Aszetik hin. Von ihr führen Verbindungswege zu metaphysischen Fragen nach dem Reichtum und der Armut der Menschennatur und zu Fragen theologischer Anthropologie (z. B. in der Gnadenlehre) hinüber. Darum soll man auch die Typenforschung nicht allzu schnell schelten wegen der Unvollkommenheiten, die ihr, wie allem Forschen, anhaften. Da ist etwa ihre Fachsprache. Was leichtblütige, schwerfällige, aufgeweckte, verschlossene, feinfühlig, taktlose, dankbare usw. Menschen sind, das verstehen wir leicht; das kennen wir vom Alltag her genugsam. Aber wenn wir von primär und sekundär funktionierenden, von perseverativen, von viskösen, von J-2-Typen usw. hören, klingt das nicht wie Geheimsprache Eingeweihter? Aber es liegt im Interesse der Sache, wenn die Forschung zunächst lieber mit Fachausdrücken von schärfer umrissenem Sinn arbeitet, als mit allzu abgegriffenen und allzu gefühlsgesättigten Worten des breiten Marktes. Einen Weg zur Alltagssprache wird sie dann schon finden. Verwirrend und entmutigend mag zunächst auch die Überfülle heutiger Typenlehren wirken, deren jede an den andern Mängel und Fehler aufdeckt. Wir sind so ans Schnellarbeiten gewöhnt, daß wir auch in der Charakterlehre gern ein recht einfaches und recht wasserklares Typensystem hätten, in dem wir jedem Charakter vor allem recht mühelos seinen Ort anweisen könnten. Jedoch wir dürfen Klarheit und Einfachheit nicht mit Wahrheit und Richtigkeit verwechseln. Der Mensch ist so vielen Welten hörig, aus Körperwelt, Kulturgeschichte, eigener Vergangenheit, aus dem Sterben, das er stets erlebt, aus Schuld und Gnade wirkt so mancherlei gestaltend auf seinen Charakter ein, daß man Charakterformen von mehreren Gesichtspunkten aus unterscheiden und beschreiben kann und muß. Freilich bleibt eine umfassendere und einheitlichere „Formel“ der Typensichtung das Ideal.

Eine Darstellung der heutigen Typenlehren in ihrer breiten Fülle würde ein Buch füllen¹. Wir wollen im Folgenden lediglich auf einige wenige, bedeutendere Beispiele aus der Fülle hinweisen und dann andeuten, wie sich die verschiedenen Formen im Religiösen auswirken.

„Der Teufel des gemeinen Volkes ist zumeist hager und hat einen dünnen Spitzbart am schmalen Kinn, während die Dickteufel einen Einschlag gutmütiger Dummheit haben. Der Intrigant hat einen Buckel und hüstelt. Die alte Hexe zeigt ein dürres Vogelgesicht. Wo es heiter und saftig zugeht, erscheint der dicke Ritter Falstaff, rotnasig und mit spiegelnder Glatze. Die Frau aus dem Volk mit dem gesunden Menschenverstand zeigt sich unersetzlich, kugelrund und stützt die Arme in die Hüften. Heilige erscheinen überschlang, langgliedrig, durchsichtig und gotisch. Kurz und gut: die Tugend und der Teufel müssen eine spitze Nase haben und der Humor eine dicke.“

¹ Vgl. die Bücher von Hermann Hoffmann, Das Problem des Charakteraufbaus, Berlin 1926, Paul Helwig, Charakterologie, Leipzig 1936, Hans Rohrer, Kleine Einführung in die Charakterkunde, Leipzig 1936, die auch in diesem Beitrag benützt wurden.

Das ist Volkstypologie, die den Menschen als Ganzes, mit Leib und Seele, nimmt und so die Typen unterscheidet. Sie ist gewiß recht ungenau und summarisch, so wie Ernst Kretschmer sie hier schildert, aber es steckt doch wohl Erfahrung hinter ihr. Ernst Kretschmer leitet mit ihrer Schilderung seine vielgenannte Lehre von den schizothymen und den zylothymen Charakteren ein². Er selbst geht dann als Psychiater zunächst von der wissenschaftlichen Beobachtung an Kranken aus, um von da aus den Weg zur Typologie der Gesunden zu suchen. Im kranken Seelenleben unterschied schon Kraepelin zwei wichtige Gruppen der großen „Psychosen“: das manisch-depressive (zirkuläre) Irresein und das, was er als Dementia praecox (Jugendirresein) bezeichnete und was man heute (seit Bleuler) glücklicher Schizophrenie nennt. Statt Definitionen ein kurzes Beispiel:

N. N. fährt eines Abends, klar wissend, wohin es geht, im Auto zur Heilanstalt. Er singt und jodelt weithin durch die Sommerlandschaft, zerstört in den nächsten Tagen, was er erreichen kann, tobt und flucht entsetzlich; nach einigen Monaten lebt er wieder seinem Beruf und erfreut sich des Vertrauens im Städtchen. Wieder nach einigen Monaten liegt er in der Anstalt, diesmal nicht mehr übererregt „manisch“, sondern in tiefster „Depression“, nur den Tod ersehnd, so daß man ihn vor Selbstmord schützen muß. Auch diese Periode geht vorüber, und allmählich nähert sich das Seelenleben des Kranken wieder mehr der manischen Erregtheit. Seine arme „zirkuläre“ Seele wird, wie auf breiten, weiten Stimmungswogen, von Extrem zu Extrem getragen. — Noch rätselhafter ist das Innenleben des schizophrenen Nachbarn. Es erscheint wie „zerrissen“, wie schon der Name Schizophrenie (Bewußtseinspaltung) andeutet. Zerrissen der verstehbare Zusammenhang zwischen Erkennen und Fühlen, Wollen und Handeln, einer Gedankengruppe und der andern. Einzelne Gruppen seelischer Erlebnisse spalten sich wohl vom übrigen Seelenleben ab. Sie werden vielleicht in die Vergessenheit verdrängt, oder sie entziehen sich der normalen Lenkung durch den Willen (Zwangserlebnisse!), oder sie ballen sich gar zum Erleben eines „zweiten Selbst“ oder zu einem „Besessenheits-Erleben“ zusammen. Gestört ist der normale Zusammenhang von Innenleben und „Ausdruck“. Hinter der Fassade eines steifen, undurchdringlichen Mienenspiels, hinter leerem Lächeln, geschraubter Pose, prophetischer Feierlichkeit, eisiger Teilnahmslosigkeit, birgt sich vielleicht ein „Vulkan“, der eines Tages in einer furchtbaren Gewalttat durchbricht, vielleicht feinste Empfindsamkeit eines scheu verschalteten Seelenlebens, vielleicht auch geistige Öde. Von Gemeinschaft und aller Wirklichkeit sich „abspaltend“ lebt der Kranke „autistisch“ in die Welt seines Wahntraums hinein. Vielleicht wünscht er noch Aussprache bei einem Menschen, von dem er Verstehen hofft, und empfindet es sichtlich als brutal, wenn man ihn von diesem trennen muß. Aber wenn es zur Aussprache kommt, werden vielleicht seine leise hingehauchten Sätze nach wenigen Worten unvollendet wieder „abgerissen“, als hemmte den

² Körperbau und Charakter, 12. Auflage, Berlin 1936.

Kranken eine namenlose Angst sogar vor dem Hören seiner Stimme und vor dem Geöffnetwerden seiner Seele. Vielleicht — wieder „vielleicht“, denn der Verlauf der Krankheit ist so rätselhaft wie der Kranke selbst — wird der Arme zuletzt noch mehr oder minder lang mit fast erstorbenem Innenleben, in seltsam stereotyper Haltung und Bewegung des Körpers, dahinblöden.

Auf der Vorstufe zum voll entwickelten schizophrenen Kranksein (dessen einzelne Formen genauer zu zeichnen Sache breiterer fachärztlicher Darstellung ist) findet Kretschmer die Formen des (bereits krankhaften) schizoiden Seelenlebens, auf der Vorstufe zum zirkulären Irresein das zyklode Kranksein. In beiden Gruppen sind sehr verschiedenartige „Typen“ vertreten: schüchterne, empfindliche, feinfühligke, aufgeregte Natur- oder Bücherfreunde, humorlose Sonderlinge, stumpf-gleichgültige Blöde unter den Schizoiden, unter den Zykliden schwerblütig-weiche Sinnierer, still-vergnügte kleine Lebenskünstler, unternehmende „flott-hypomanische“, wie etwa Fabrikant Quirl³, der den Geburtstag seiner Schwiegermutter so eigenartig feierte. ♦

Eigenarten, die im Seelenbild des Kranken überzerrt sind, finden sich in normalem Ausmaß im Persönlichkeitsbild der Gesunden, der „Schizothymen“ und der „Zyklothymen“. Ins Krankhafte ausgezerrt würde der Charakter dieser Gesunden bei den einen ins Schizoide und Schizophrene, bei den andern ins Zyklode und Zirkuläre hinüberspielen. Bei den Zyklothymen führt uns Kretschmer zunächst vor die Gruppe der „Geschwätzig-Heiteren“ mit ihrem gut entwickelten Sinn für Spiel und Lebensfreude aller Art und der geringeren Liebe zu „bohrendem Denken“. Sie reden gern und viel, und vor allem gern selber. Sie sind liebenswürdig, wenn man sie nicht eben reizt, in Gesellschaft ein frohes Element, aber auch leicht taktlos und lästig durch ihr Bedürfnis, sich zu hören und ihre Einfälle anzubringen, in jegliches Gespräch hineinpatzend. Neben ihnen ist die Gruppe der „ruhigen Humoristen“, die still da sitzen, beobachten, bis sie warm geworden sind, dann wohl köstliche Randglossen zum Gespräch anbringen, vielleicht breit behaglich erzählen; sie sind mit sich und im ganzen mit der Welt zufrieden und scheuen nur das „Prinzipielle“, Störende. Weiter geht's zu den „stillen Gemütsmenschen“, die sich so schwer entschließen, und die ihre rhythmisch geregelte Tages- und Lebensordnung (in der alles, auch der Kegelabend, seinen festen Platz hat) so lieb haben. An genießerischen Lebemenschen vorbei kommen wir schließlich

³ Morgens um 2 Uhr weckt er sie, um zu gratulieren, von 6 bis 10 Uhr vormittags läßt er in seiner Etagenwohnung die Blechmusik des Städtchens ununterbrochen spielen: „Das ist der Tag des Herrn“, „Nun danket alle Gott“ usw., während die Damen des Hauses — „nervenrührend“, wie er es nennt — darniederliegen. Im Alltag ist der kleine, runde, stramm-behagliche Herr übrigens ein erfolgreicher, waghalsiger Geschäftsmann, wenn auch zeitweilig der Schrecken seines schizothymen Geschäftsteilhabers, im Verkehr verbindlich — nur nach viel Weingenuß schreibt er an Kunden grobe Briefe —, immer tadellos gekleidet (seine Krawatte wird jeden Morgen mit dem Taschenbügeleisen geglättet). Die Angestellten lachen über ihn und haben ihn gern. Er schätzt sich als „wertvollen Kerl“, dessen Frau nicht wisse, was sie an ihm habe.

zur Gruppe der „tatkraftigen Praktiker“. Reich an gesundem Hausverstand und Arbeitslust, lieben sie praktische und abwechselnde Tätigkeit, sind gern und meistens überlastet, sitzen in möglichst vielen „Komitees“. Schließlich erscheinen noch die quecksilberigen, „beständig dilettierenden Polypragmatiker“ (die Münchener würden das wohl mit „Gschaftlhuber“ übersetzen) und die Paschas, die mit naiver Großartigkeit ihre Umgebung zu leiten und auszunützen verstehen. Unausgeglichenener und innerlich widerspruchsvoller ist die Gemütsart der schizothymen Gesunden. Da schildert Kretschmer zuerst die „Vornehm-Feinsinnigen“, seelisch Überfeinerten, allzu Massescheuen. In ausgewähltem, kleinem Kreis können sie berückend liebenswürdig sein, wenngleich „hinter einer kaum merklichen Atmosphäre von Distanz“, Menschen, deren Seelenleben wie unter einer schalldämpfenden „stillen gläsernen Eisdecke“ dahinfließt. Lauter gesinnt, aber überempfindsam sind sie leicht im Tiefsten verwundet, ohne daß man es bemerkt. Wo sie an Wert einbüßen, können sie hohl, anspruchsvoll, „geföhlsverwöhnt und doch geföhlsarm“ werden. Die Gruppe der „weltfernen Idealisten“ baut sich abseits der lauten Straßen des Lebens das Reich ihrer Ideen aus. Lebensunkundig können sie überspitztes Selbstbewußtsein mit lähmenden Minderwertigkeitsgeföhlen verbinden. Innerlich aufrichtig wohlwollend, verbergen sie vielleicht das Herz hinter einem Stacheldraht-Gehege reizbaren, abweisenden, eben stacheligen Benehmens. Manche von ihnen haben das Zeug zum rigorosen Fanatiker für irgend welche Ideen, aber auch zum Bekenner, der sein Leben an seine Ideale wagt. Minder gewinnend wirken unter Kretschmers Schizothymen die schneidend kalten, rücksichtslosen „Herrennaturen“ und die langweiligen „affektlahmen Spießer, Hypochonder und bemoosten Hinterwäldler“.

Was die Volkstypologie richtig ahnte, suchte Kretschmer exakt zu beweisen: daß seelische Artung und Eigenart des Körperbaues einander entsprechen. Er und Freunde seiner Lehre untersuchten mit großer Genauigkeit, bis in viele Einzelheiten hinein, den „Bau-Stil“ des Körpers bei schizothymen und zykllothymen Gesunden und bei den entsprechender Kranken. Nicht durchgängig, aber in der guten Mehrzahl der Fälle fanden sie u. a. Folgendes: zirkuläres und zykllothymes Seelenleben trafen sie meistens bei den (wir schildern natürlich ungenau in Bausch und Bogen) untersetzten, hübsch ausgerundeten, zur Körperfülle geborenen, wohl auch wie Gummibällchen elastischen „Pyknikern“; schizothyme und schizoide Seelen wohnten vorzugsweise im feingliedrigen „gotischen“ Körper der „Leptosomen“ oder im kraftvoll-harmonisch ausgegliederten „athletischen“ Körperbau. (Später hat Kretschmer vom „schizothymen“ das zähflüssige „visköse Temperament“ unterschieden, das er vornehmlich bei „Athletischen“ fand.) Die Eigenart der Seelenform und ihre Zuordnung zu bestimmtem Baustil des Körpers ließ sich besonders schön vor den Bildern großer Gelehrter, Politiker, Künstler usw. erklären. Wenigstens für den „psychiatrischen Laien“ gehören die Schilderungen solcher Bilder zum Genußreichsten an Kretschmers Hauptwerk. Künstler wie Tasso, Hebbel, Schiller und manche andere, — in ihrem seelischen „Typ“ und in der Eigenart ihrer Werke schizothym —, zeigen durchwegs lepto-

somen Körperbau; ihnen gegenüber stehen pyknisch-zyklothyme Meister, wie Gottfried Keller, Reuter, Stifter; auch Goethe wird von Kretschmer hier eingereiht. Unter den Philosophen findet er vorwiegend schizothym-leptosome Typen bei den konstruktiven Systemdenkern, pyknisch-zyklothyme Art bei andern, mehr zur Erfahrungswissenschaft hin offenen, im Denken vielleicht minder geschlossenen Philosophen. In der Naturwissenschaft stehen die schizothym-leptosomen Vertreter des „theoretischen“ Flügels neben den pyknischen und zyklothymen eifrigen Sammlern. Neben dem geistig wie körperlich kugelig gewandten, pyknischen und zyklothymen Glücksspieler des Lebens, Mirabeau, bietet Rousseaus bester Schüler Robespierre das Bild des Schizothymen in „Reinkultur“: in seiner Seele verbinden sich Gefühlskälte mit Gefühlsüberspanntheit, heroisches Pathos mit idyllischem Schwarm, zäher Fanatismus mit plötzlichem Versagen. Er ist ein „sanfter Hausgenosse“ und „unbestechlich weiterköpfend“. Er dichtet wie Hölderlin und überträgt die Ideologie Rousseaus ins Grauenhaft-Wirkliche.

Finden sich Kretschmers Typen auch im religiösen Alltag und bei den Heiligen, die ja nicht alle „gotisch“ gebaut sind, wieder? Wir wollen diese Frage hier nur nennen und sie erst unten noch einmal aufgreifen.

So sehr Kretschmer — mehr als andere Typologen — das „Leib-Seele-Ganze“ beachtet, so will er doch seelische Artung nicht restlos aus biologischen Grundlagen allein erklären. Mit Recht. Denn so wirklichkeitsfremd es wäre, die Bedeutung dieser Grundlagen zu verkennen, so sind sie doch nicht das einzige Formende für die Seele. Seelenleben ist stets in Bewegung zu „objektiven Werten des Wahren, Guten, Schönen“ hin. Es ist immer getragen von der Geistesart menschlicher Gemeinschaft und des Kulturwerkes, in dem die Geistesart der Gemeinschaft ihren Ausdruck findet. Im wechselnden Rhythmus der Kulturgeschichte fließen in diese Geistesart und das Kulturwerk „absolute Werte der Wahrheit, Schönheit, Sittlichkeit“ gewissermaßen hinein und weichen wieder aus ihnen heraus. Die Einzelseele aber gewinnt zumeist durch ihre Zeitkultur hindurch den Anteil an den „absoluten Werten“. Aber noch mehr als die Zeitkulturen ist die Einzelseele viel zu begrenzt, als daß sie allen Werten gleicherweise offen stehen könnte. Sie wendet sich gewissen Wertgebieten mehr als andern zu und läßt sich von ihnen vorzugsweise formen und bereichern. Darum muß man auch ihre typische Sonderart im Zusammenhang mit „ihren“ Wertgebieten betrachten. So unterschied Ed. Spranger⁴ die bekannten sechs „Lebensformen“ des theoretischen, ökonomischen, sozialen, religiösen, ästhetischen und des Macht-Menschen. Der „theoretische Mensch“ kennt gewissermaßen nur den einen Daseinswert: die Wahrheit, die er um ihrer selbst willen sucht, der er alles andere opfert, bis zur Verslossenheit für andere Wertgebiete und zur berühmten gelehrten „Unpraxis“ im Alltag. Umgekehrt findet der „ökonomische“ Mensch die Leit motive seines Lebens im praktischen Nutzen. Darin sieht er die einzige „Wirklichkeit“, und für diese Wirklichkeit hat er scharfen

⁴ Lebensformen, 7. Auflage, Leipzig 1930.

Blick und zielsicher zupackende Fäuste. Der „ästhetische“ Mensch scheut allzu unmittelbare Berührung mit der brutalen Wirklichkeit. Für ihn ist das Leben ein Schauspiel, das die Wirklichkeit „aus zweiter Hand genießen“ läßt, in dem er selber absichtslos und ohne reflexives Wesen seine Rolle eben „spielt“. Vielleicht ist er ein erlebnishungriger Impressionist, der jeden Eindruck verkostet, vielleicht mehr Expressionist, der den Eindrücken seine eigene Prägung verleiht, aber auch so die Dinge und sich selbst „genießt“. Der „Macht-Mensch“ „schätzt die Kunst, soweit sie nützt“ (Shakespeares Cäsar). Er will herrschen, nicht um zu unterdrücken und auszubeuten, vielleicht um zu helfen und zu fördern, aber auf jeden Fall, um den Höhenrausch des Machtbewußtseins zu haben. Sein Gegentyp, der „soziale Mensch“, kämpft ungerne für Wahrheit, Gerechtigkeit, Macht und Nutzwert. Im Sichverschenken und im Umhegen fremden Glückes findet er die Erfüllung seines Lebens-Sinnes. Der „religiöse Mensch“ endlich, wie ihn Spranger zeichnet, ist der Mensch des „Cor inquietum“, des unruhig nach dem letzten, alles Sein erfüllenden und tragenden Daseins-Sinn suchenden Herzens. In Teilwerten kann er nicht ruhen. Er ist wie entwurzelt, bis er in oder über aller Welt den letzten Sinn von allem gefunden hat oder zu sehen glaubt.

Spranger selbst würde einige gegen ihn erhobene Vorwürfe ohne weiteres zugeben: daß er die biologischen Grundlagen des Charakters zu wenig beachte — er tat das vielleicht in gewolltem Gegensatz gegen extrem materialistische Typenlehre — und daß seine Bilder einseitig einzelne Züge überstark hervortreten lassen — er zeichnete sie so, damit man die Eigenart der „Lebensformen“ deutlicher sehen könne. In Wirklichkeit werden sich ja die „objektiven Wertbereiche“ nicht so ganz voneinander isoliert erleben lassen. Wie Wahrheit, Schönheit, Sittlichkeit usw. vieles gemeinsam haben, so wird man auch im Erleben des einen Wertes andere Werte irgendwie mit erfassen. Die Einseitigkeit der Typen besteht dann darin, daß die objektive Stufenordnung der Werte beim einen subjektiven Erleben so, beim andern anders umgebogen erscheint. — Im religiösen Leben und Erleben des Alltags finden wir auch Sprangers Typen alle vor: Menschen, die im religiösen Streben fast nur die Wahrheit suchen oder fast nur soziale Tat, fast nur ein „religiöses Spiel“, fast nur ein Knechtsein um Lohn und Strafe oder fast nur ein „Überhöhen“ des eigenen Selbst, während voll entfaltete Religiosität die Einseitigkeiten überwindet und zur religiösen Lebensfülle eint.

Die Charaktertypen unterscheiden sich sicher durch die Art des Wert-erlebens und die besondere Hinwendung zu bestimmten Wertgebieten. Aber das Werterleben ist ja nicht ein bloßes „objektives Schauen objektiver Werte“, sondern es ist mannigfaltig „subjektiv“ bedingt. Die verschiedenen „Schichten“ der Seele, Geistiges und Sinnennahes, Rationales und Irrationales wirken dabei zusammen, beim einen enger ineinander verwoben, beim andern etwas weniger eng. So muß Charakterlehre doch wieder fragen, welche Seelentätigkeiten bei den verschiedenen Typen vorwiegen, in welchem Grad und nach welcher Richtung die verschiedenen Tätigkeiten zusammenwirken. Dies Ineinander-Wirken der seelischen An-

lagen, die „Integration“, bildet den Zentralbegriff der Typenlehre von Erich Jaensch⁵. Er unterscheidet die „Integrierten“ von den „Desintegrierten“, und unter den Integrierten jene, deren Seelenleben vor allem nach außen hin ganzheitlich sich erschließt („nach außen integriert“ ist) von denen, deren Seele nach außen vielleicht monadenartig verschlossen bleibt, aber innerlich ungemein ganzheitlich, in engstem Einklang von Gefühl, Wille, Denken sich abspielt („nach innen integriert“ ist). Der „J-1-Typ“ ist mit der ganzen Seele an seine Umwelt hingegeben. Er lebt so stark in und mit ihr, daß man fast von einer „Andacht zur Wirklichkeit“ — wenigstens zur äußern — sprechen möchte. Dabei kann er freilich der Festigkeit der eigenen, innern „Leitlinie“ seiner Lebensführung ermangeln. Wo gar ein allzu integriertes Erleben die Grenzen zwischen Wahrnehmung und bloßer Vorstellung verwischt, gibt sich die Seele an ein subjektivistisch verfälschtes Weltbild hin; sie verliert die gesunde Verwurzelung in der Wirklichkeit und die naturhafte Selbstsicherheit der Lebensführung. Vielleicht sucht sie diesen Fehler naturhaften Erlebens zu „überkompensieren“, indem sie einen „Überbau“ künstlich-konstruktiver Denksysteme und Lebensregeln versucht. Die schnörkelige Pedanterie, mit der manche Menschen solchen selbstgemachten Lebensreglementen alles spontane Leben opfern, mag so ein System von Sicherungen gegen die Unsicherheit der eigenen Seele sein. Unter den großen philosophischen Weltanschauungen betrachtet Jaensch die rationalistischen Gedankensysteme als Sicherungsbauten eines aus gesunder Wirklichkeitsnähe entwurzelten Denkens. Menschen mit zersetzenden Körperkrankheiten neigen nach seiner Darstellung besonders zu solchem „S-Typus“. (Auf die weiteren Unterteilungen in die S-1-, S-2-, S-2-schi-Typen usw. können wir nicht näher eingehen.) Der „J-2-Typ“ ist nach innen und außen geringer integriert. Er wählt unter den Umwelteindrücken mehr diejenigen aus, von denen er sich bestimmen läßt, ohne doch die gesunde Ganzheitlichkeit des Innenlebens und die enge Berührung mit der Außenwelt preiszugeben. So bewahrt er leichter die eigene „Leitlinie des Lebens“ und wird doch nicht starr und wirklichkeitsfern. Der „J-3-Typ“, der nur (aber stark) nach innen integriert ist, führt hinüber zum Desintegrierten. Wie es wohl keinen restlos integrierten Menschen geben mag, so auch keinen ganz desintegrierten — er wäre ja seelisch zersetzt als der Schizophrene. Wohl aber gibt es Menschen, deren Seelenfähigkeiten weitgehend voneinander unabhängig sich auswirken können, ohne einander zu stören, aber auch ohne einander zu fördern. Nicht aus gewissenhafter Selbstzucht, ohne die kein Gemeinschaftsleben möglich wäre, sondern mehr aus naturhafter „Sachlichkeit“ und „Nüchternheit“ vermögen sie etwa ihr Denken und Wollen sehr weitgehend vom Gefühlswogen freizuhalten und dieses nur in seinen bestimmten Grenzen spielen zu lassen. So können sie wohl zugleich sehr nüchterne Rechner und sehr gütige Gatten sein. Der „irrationalen“ Feinheit im Denken und Handeln vielleicht entbehrend, können sie dafür durch klarere Wirklich-

⁵ Grundformen menschlichen Seins, Berlin 1929. — Die Lage und die Aufgaben der Psychologie, ihre Sendung in der deutschen Bewegung, Leipzig 1933.

keitsbewertung das Leben leichter meistern. Jaensch schreibt größere Desintegration dem männlichen, größere Integration dem weiblichen „Typ“ zu. Überdies sucht er eine biologische Erklärung des Typenunterschiedes aus dem Einfluß von Landschaft und Klima. Danach sind die Integrierten die „Sonnenkinder“, in deren Heimat das Licht reicher und direkter auf den Körper flutet und dadurch indirekt die Formung der Seele beeinflusst. So findet er nicht nur im allgemeinen größere Verbreitung der „Integration“ in südlichen, mehr Desintegration in nördlichen Breiten unserer Erdhälfte: auch bei den einzelnen Völkern findet er Desintegration mehr im Norden, Integration mehr im wärmeren Süden (in Deutschland im Südwesten) ihrer Länder. Genauere Untersuchungen darüber sind noch im Gang. Auch sein Typensystem selbst will Jaensch als „offenes System“ betrachtet wissen, d. h. als ein System, das stets zu weiterer Entwicklung und etwa notwendigen Wandlungen bereit sei.

Teilweise — nur teilweise — der Typenlehre Jaenschs verwandt scheinen zwei weitere Formen der Typensichtung, die wir — leider auch nur in zu knappem Hinweis — nennen müssen. Das ältere, von C. G. Jung⁶, trennt zunächst die Typen der Extravertierten und der Intravertierten. Bei jenen wird die Lebensenergie vom „Außen“ sozusagen aufgesogen, in Bann gezogen; bei diesen wendet sie sich mehr zur Beachtung und Formung des Innenlebens. Je nach dem Vorwiegen bestimmter seelischer Anlagen — der maskulinen und der femininen, sowie des intellektuellen, emotionalen usw. Erlebens — ergeben sich für ihn dann weitere Unterteilungen der Charakter-Gruppen. Neuer und von Interesse für sehr aktuelle Probleme getragen ist die Typologie des Gießener Rektors Gerhard Pfahler⁷. Er untersucht zunächst die stärkere oder schwächere Ansprechbarkeit des Gefühlslebens, die typischen Sondereigenarten der Aufmerksamkeit und die größere oder geringere „Perseveration“, mit der die Seele an ihren Erlebnissen „haften“ bleibt, von ihnen nicht loskommt. So sucht er die „Grundstruktur“ des Charakters zu finden, die dem Menschen als unveräußerliches Erbgut mit ins Leben gegeben wird. Innerhalb des Rahmens, den das Erbgut frei läßt, sieht er dann aber ein weites Feld der notwendigen Tätigkeit von Erziehung und Selbsterziehung.

So suchen die Typenforscher auf verschiedenen Wegen die Charakterformen zu „sichten“. Daß es aber überhaupt mehrere Typen menschlichen Seins geben kann, zeigt neben dem Reichtum der Menschennatur auch die Armut und Begrenztheit des Individuums, der Einzelpersönlichkeit. Diese kann das ganze Menschsein nie in seiner Vollentfaltung in sich haben. Der eine nimmt dies auf, der andere das aus der Fülle des nicht unbedingt „Wesentlichen“. Und doch bleibt der Drang zum reicheren Vollbesitz des Menschseins, nach weiterem Werden. „Entwicklung“ aber besagt stetes Wandern im „Zwischenland“, ist ein stetes „Verlassen“ von etwas, um etwas anderes zu „werden“, und diese neue Daseinsform bleibt

⁶ Psychologische Typen, 2. Auflage, Zürich 1925.

⁷ Vererbung als Schicksal, Leipzig 1932. — Warum Erziehung trotz Vererbung? Leipzig 1936.

einem auch nicht. So hat, was sich entwickelt, in keiner Phase seines Lebens eine Heimat, in der es verweilen könnte. Es muß immer wieder „sich absterben“, um neue Seinsform zu gewinnen, bis das letzte große Sterben kommt, in dem man alles läßt! — Um was zu werden? Je höher der Werdedrang zielt, desto mehr ist das Wandern des Menschen ein Gehen in Unwissenheit darüber, was noch komme. Um die letzte „Form seiner Seele“ weiß für gewöhnlich keiner. Während das Tier von dem steten „Sichabsterben“ nichts weiß, leidet der Mensch an der Ungewißheit und Ungeborgenheit seines Lebens und Strebens. Darum ist ja das Geschenk des geistigen Seins ein so furchtbares, wenn man den Schenker nicht kennt. Wie immer sonst der Typus eines Menschen sei, jedenfalls muß jeder mit seiner Begrenztheit und seinem steten „Absterben- und Werden-müssen“ fertig werden. Zunächst und vor allem praktisch: er muß nicht nur einen resignierten Ausgleich, sondern eine starke „Synthese“ finden zwischen Lebensdrang und Einsatzbereitschaft, Glückstreben und Hingabewillen. Charlotte Bühlers Buch über den „Lebenslauf als psychologisches Problem“⁸ hat wirkliche Typen von Lebensläufen geschildert, in denen diese Synthese so oder anders gesucht, früh oder spät oder gar nicht gefunden wurde. Je nachdem „glückte“ das Leben der einen, und das der andern scheiterte. Es wäre nicht leicht, aber reizvoll, die Anregungen dieses Buches aufzugreifen und von da aus weiter zu forschen. Theoretischem Fertigwerden mit dem „Absterben-müssen“ und mit der Begrenztheit dient das Drängen aller denkenden Menschen nach „Weltanschauung“. Auch hier gibt es „Typen“. Ist ja doch Weltanschauung eben nicht ein Anschauen der Welt-Wirklichkeit, sondern ein Weltbewerten. Darum steht sie allen subjektiven Einflüssen offen, denen starkes Werterleben zugänglich ist. (So konnte Karl Jaspers⁹ die Weltanschauungsformen schildern, in denen sich etwa mehr aktive oder mehr kontemplative oder mehr „mystisch“ genannte Einstellung auf das eigene Selbst und auf die Gegenstandswelt verrät.) „Pilatustypen“ weichen der Weltanschauungsfrage aus. Irgend eine geheime Angst überwältigt zeitweise ihre Sorge um den Sinn unseres Lebens in der Todeswelt, unseres „Werdens“ in stetem „Vergehen“. Es gibt Weltanschauer-Typen, die im Leben nur das Wandern ins Ungewisse und in die Ungeborgenheit sehen. Der Mensch kommt ihnen vor wie eine Lavamasse, die aus sinnlos brodelnden Vulkanen hinausgeschleudert wurde, um zu verglühen und zu erstarren. Wie Bergsteiger aus Angst vor der Tiefe in die Tiefe stürzen, läßt die Angst um den Lebenssinn und die Geborgenheit sie in weltanschauliche Vergottung der Ungeborgenheit fallen. Andere tun, als wüßten sie auf alle Lebensrätsel eine fein zugeschnittene Antwort, während uns Gott doch gar nicht auf alle Rätsel einen besonderen „Reim“ gegeben hat. Wieder andere gehen mit offenen Augen in die Dunkelheit und Ungeborgenheit ihres Lebens und steten Sichabsterbens, wissend, daß nicht ein Schicksal sie blind dahinein „gewürfelt“, sondern daß ewige Weisheit sie

⁸ In der von Karl Bühler herausgegebenen Sammlung: Psychologische Monographien, Leipzig 1933.

⁹ Psychologie der Weltanschauungen, 3. Auflage, Berlin 1925.

da hinein „geschaffen“ und „gesandt“ hat, daß diese Weisheit am Ende wie am Anfang ihrer Wege steht, daß beim Zerbrechen von Leben das Leben sich neu aufbaut. Sie wissen vom „ewigen Licht“ über ihren ungeborgenen Wegen, „auch wenn es Nacht ist“. Auch wo gemeinsamer Glaube an den Sinn des steten Werdens und Sterbens Tausende eint, gibt es viele typische Sonderarten, diesen Glauben zu erleben und ins Wirken umzusetzen. Was sonst als „Typus“ die Lebensführung des Menschen mitgestaltet, wird sich naturgemäß auch hier geltendmachen. Dazu kommt aber dann das Untypische, das Persönliche freier Selbstgestaltung und ehrfürchtigen Wahrheitswillens. W. Keilbach¹⁰ hat kürzlich u. a. auch darauf eindringlich hingewiesen.

Menschen können statt der Geborgenheit im „fernen“ Gott Sicherung und Bergung ihres Glückes im Nächstliegenden und in sich selber suchen. Sie gehen sehend und frei in das Geheimnisdunkel der Sünde, in den Fluch der größten Ungeborgenheit. Manche „Typen“ verkrampfen sich dann in das gnadenlose Schuldigsein und die Verzweiflung. Andere überkompensieren die Verzweiflung durch die Vergötzung des „Gott-los-seins“ und suchen Heroismus im Verfluchtsein. So verleugnen sie ihr innerstes Wesen; denn mehr noch als andere Geschöpfe ist der geschaffene Geist ein „relatives“ Wesen, d. h. ein auf Gott bezogenes, naturgemäß von allen seinen Anlagen und Kräften zu ihm „zurückgetragenes“ Wesen. Bei wiederum andern bekundet sich in der Ohnmacht die Gottesmacht, weil sie auf dem Weg der Schuld die Gnade fanden. Da nun das Leben aus der Gnade es eigentlich ist, was die „Heiligen“ macht, so können wir erst hier die Frage wieder aufnehmen, wieweit eine „Typologie der Heiligen“ möglich sei. Sie ist es offenbar in sehr weitem Ausmaß. Schon im religiösen Alltag finden wir mannigfache „Typengegensätze“: Religiosität, die starken Sinn für Form und Zucht verrät, und solche, in der sich mehr der Sinn für frei schwingenden Rhythmus des Lebens kundtut; und jeder Typ hat seine besondern Gefahren. Der eine kann in Formalismus erstarren, der andere in Laune sich auflösen. Wir sehen zielklar zu Gott strebende Menschen und „Stimmungsheilige“, Eiferer für Frömmigkeitsprogramme neben Betern, Martyrernaturen neben Allerwelts-Harmonisierern, starre Verurteiler und „Großinquisitoren“ (im Sinn Dostojewskis) neben feingefühlig verstehenden Helfern im religiösen Suchen, Menschen, die sich an apologetischer Problematik zerquälen und nicht aus ihr herauskommen, und solche, die nie hineinkommen, weil sie bloße Gläubige aus Volksgewohnheit sind usw. Auch bei den Heiligen gilt, daß Stern von Stern sich unterscheidet. Bei vielen ist es handgreiflich, daß der persönliche Typus des Schizothymen, des J-3-Menschen usw. und die Lebensform ihrer Zeit und ihres Volkes¹¹ sich in ihrem religiösen Leben und Streben auswirkt. Freilich, im einzelnen zu zeigen, wie sie sich auswirken, ist nicht bei allen so leicht möglich. Gnade setzt Natur voraus, und darum ist Typologie der Heiligen möglich. Aber Gnade überhöht

¹⁰ Das Problem der Religionen, Paderborn 1936.

¹¹ Zum Letzteren vgl. außer Jaensch auch v. Eickstedt, Grundlage der Rassenpsychologie, Stuttgart 1936.

Natur, und da — wie am letzten freien Ja des Willens zur Gnade — findet Typologie ihre Grenzen an der Freiheit göttlichen Gnadenschenkens.

Wir sagten, typische Persönlichkeitsformen seien Begrenztheitsformen. Darum wäre Kultus des eigenen Persönlichkeitstyps ein Kultus der Enge und des Unvollendetseins. Typische Form ist aber doch gottgewollte Daseinsform; darum wäre es Hochmut, wollte man nicht mit ihr rechnen. Es gilt also, seinen Typus mit seiner Begrenztheit hinzunehmen und so mit ihm zu wirken, so mit ihm zu den Aufgaben des Lebens Stellung zu nehmen, daß die Lösung der Aufgaben gelinge und der überhöhenden Gnade der Weg nicht verbaut werde. Letzte Überhöhung und Ausweitung des Typus gibt es freilich nur, wo sich Gottes Geistigkeit in die Körperwelt, Gottes Ewigkeit in die Geschichte, Gottes Einfachheit und Unwandelbarkeit in die Spaltungen und Wandlungen der Seele, Gottes Leben in das stete Sterben und Werden des Menschen herabsenkt, — in Inkarnation, Gethsemane, Golgatha, — und wo Gott die Wege der Menschenseele geht, die „Sünde der Welt aufhebt“ und die Aufgaben des Menschenlebens löst.

Zur Filmenzyklika Pius' XI.

Von Melchior Grosseck

Die päpstliche Enzyklika „*Vigilanti cura*“ vom 29. Juni 1936 war eine Überraschung. Überraschend ist schon die Tatsache als solche, daß eine hochoffizielle Kundgebung des Heiligen Vaters ein so „weltlich Ding“ zum Gegenstande hat, wie es der Film seiner Gestalt und seiner innern Haltung nach tatsächlich ist. Daß man im Vatikan die Entwicklung des Films seit Jahren mit Interesse verfolgte, daß dieses Interesse schon in der Enzyklika „*Divini illius magistri*“ vom Jahre 1930 eindrucksvoll zu Tage trat, noch mehr in den bedeutsamen Ansprachen, die Papst Pius XI. 1934 und 1936 vor Vertretern der internationalen Filmpresse gehalten hat — das alles war bekannt. Dennoch war die große Öffentlichkeit auf eine so ausgiebige und öffentliche Stellungnahme der Kirche zum Film nicht gefaßt.

Freilich genügt ein Blick in den „Großen Herder“ (IV. 940), um sich zu überzeugen, daß die Katholiken in Deutschland wie in andern Ländern seit Jahrzehnten um die Gestaltung des Films im Sinne ihrer Ideale bemüht gewesen sind; aber auch hier gilt einigermaßen, was P. Adalbert Bangha S. J. in der „Schöneren Zukunft“ (3. Mai 1936) über die Presse schreibt: „Es ist ein wahres Rätsel, wie es dazu kommen konnte, daß die Kirche sich in der Neuzeit gerade jener Mittel berauben ließ, durch die heute die Menschen gedanklich am stärksten beeinflußt werden und ohne die weder die Seelsorge noch der Unterricht imstande ist, die Massen im Glauben zu erhalten oder sie für diesen wieder zu gewinnen.“

Man kommt der Lösung jenes „wahren Rätsels“ näher, wenn man bedenkt, daß die konservative Grundhaltung und infolgedessen die prinzipielle Zurückhaltung allem Neuen gegenüber etwas wesenhaft Katholisches